

Richard Powers

Im Labor der Nomaden

Vorrede

Gibt es eine eindeutig zu benennende Ästhetik, eine gemeinsame Genealogie moralischer oder anderer Überzeugungen, die für meine „Generation“ US-amerikanischer Autoren kennzeichnend ist? In einer Zeit, in der es die durchschnittliche Lebenserwartung einer Schriftstellergeneration gerade mal auf achtzehn Monate bringt, fällt diese Frage sogar noch prekärer aus, als sie sowieso schon ist. In einem so eklatant schizophrenen Land wie den USA – immerhin leben hier ebenso viele Leute, deren Muttersprache nicht das Englische ist, wie Österreich, Belgien, Griechenland und Ungarn zusammen an Einwohnern zählen – verkommt die angestrengte Suche nach direkten Verwandtschaftsbeziehungen und genealogischen Kategorien in der Literatur zu einem Denksport, der hauptsächlich für jene Leute von Interesse ist, die entweder mit der Vermarktung von Büchern ihr Geld verdienen oder aber die aktuellen Neuerscheinungen herunterrasseln möchten, ohne die Unbill auf sich zu nehmen, diese Bücher tatsächlich auch zu lesen.

Gelänge es, ruckzuck den nächsten Dave Eggers oder die neue Alice Seybold auszumachen, wäre das selbstverständlich für die Bücherproduzenten ebenso lukrativ wie für die Bücherkonsumenten beruhigend – doch ist und bleibt das nun einmal ein Ding der Unmöglichkeit. („Kunden, die ein Buch von Toni Morrison gekauft haben, haben auch Bücher von Wally Lamb gekauft.“ – „Wenn Ihnen Amy Tans *The Joy Luck Club* gefallen hat, werden Sie *Abtauchen* von Junot Diaz mit Begeisterung lesen.“) Erstens wird dabei die Vergleichbarkeit stets im nachhinein konstatiert, zweitens setzen die verdinglichten Kategorien überhaupt erst jene Ähnlichkeiten in die Welt, die angeblich von ihnen benannt werden.

Die taxonomischen Bemühungen der Biologie sind Schauplatz des ewigen Streits

zwischen den 'Zusammenschmeißern' und den 'Aufspaltern'. Die Zusammenschmeißer wollen sämtliche Kreaturen zu ein und derselben Spezies rechnen, sofern sie einander auch nur vage ähnlich sehen. Umgekehrt wollen die Aufspalter jedes irgendwie abweichende Individuum zu einer ureigenen Spezies befördern. Doch genau wie die lebendige Welt unablässig Ausweichmanöver vollführt und jeder Theorie über die Welt allemal einen Schritt voraus ist, so neigen die von der Literatur über die lebendige Welt ausgeheckten Theorien dazu, stets um einen Dreh vertrackter auszufallen als die kritischen Begrifflichkeiten, mit denen wir besagte Theorien gerne domestizieren würden.

Die Crux literarischer Taxonomie wird freilich durch die Tatsache noch verschärft, daß ein literarisches Werk seine Charakteristika ebensosehr aus dem fließenden und instabilen Kontext seiner Rezeption bezieht wie aus irgendwelchen absoluten Eigenschaften, die dem betreffenden Werk intrinsisch eingeschrieben wären. Daher wird jedwede Ähnlichkeit, die Jeffrey Eugenides zu Jonathan Franzen aufweisen mag, in eben dem Moment zuschanden, in dem man derlei Ähnlichkeiten benennt und kontextuell festlegt; entsprechend wird jede Ähnlichkeit eines Jeffrey Eugenides mit sich selbst von der Weigerung seines meisterhaften zweiten Romans *Middlesex* überholt, dem Erstling auch nur entfernt ähnlich zu sehen. Man lese diesen proteischen Roman ein zweites Mal, schon negiert er die Abstammung, das Geschlecht, den Genotyp. Wir können nicht zweimal in dasselbe Buch (ein)steigen.

Andererseits werfen selbst noch die bizarrsten Lesarten aufgrund falscher Genealogien überraschende Einsichten und auch Nutzen ab. Ich für mein Teil konnte nie etwas anderes als nur die allgemeinsten Familienähnlichkeiten zwischen meinen Büchern und den Werken jener Schriftsteller

entdecken, mit denen mein Schreiben in aller Regel in einen Topf geworfen wird (es ist jene Gruppe, die David Foster Wallace – noch so einer, der mir, ob ich es will oder nicht, als Cousin verpaßt wird – als „junge weiße Männer über eins neunzig“ bezeichnet). Und dennoch hat man den eifrigen Bemühungen, mittels derer Kritiker und Leser eine erst einmal geprägte Zuschreibung aufrechterhalten, eine Unzahl engagierter und raffinierter Interpretationen zu verdanken, die kraft des eigenen Überschwangs unentwegt neue Bedeutungsvarianten generieren.

Doch wenn allein schon der Versuch, unter den Schriftstellern nach Ähnlichkeiten zu fahnden, die es allen Widrigkeiten zum Trotz bis in die Schlagzeilen der Tageszeitungen geschafft haben und die in unserem Zeitalter der Apotheose der Zerstreuung öffentliche Beachtung finden, zur Aussichtslosigkeit verdammt ist – was geht dann erst in der immensen unterirdischen Landmasse vor sich, besiedelt von all jenen Autoren, deren Schaffen nie so hoch über die Radarpeilung ihres Marktwerts hinausragt, daß man ihrem Werk überhaupt eine Ahnenreihe zuschreiben wollte? Das aber sind die Bücher, deren Verwandtschaftsbande mich am meisten interessieren, all jene totgeschwiegenen und vergessenen Bankerte nämlich, die eines Tages vor unserer Haustür stehen werden und eine halbe Haarlocke vorweisen, die exakt zu der zweiten Locke paßt, von deren Vorhandensein in unserem Familienfundus wir zuvor nicht die leiseste Ahnung hatten ...

Die Ahnentafel ist indes nicht mit der Familie zu verwechseln, zu deren Lobpreis sie erstellt wird, selbst wenn sie das einzige Werkzeug sein mag, mit dessen Hilfe wir nachvollziehen können, wer wann mit wem das Lager teilte. Bedeutung, um Batesons denkwürdige Formel zu zitieren, ist „ein Unterschied, der einen Unterschied macht“. Und jede Lektüre bekommt erst dann Bedeutung, wenn man ein Buch an einem völlig anderen Punkt verläßt als da, wo man den Einstieg wagte.

Der primäre Nutzen der Literatur ist und bleibt nun einmal nicht die Rechtfertigung, sondern die Subversion der Ordnung der

Verbindungen, mit denen kein Mensch gerechnet hatte, bis das literarische Werk sie herstellte. Das vielschichtige literarische Kunstwerk gleicht ausschließlich sich selbst, nichts anderem. Und unversehens, wie durch Zauberei, in jenem flüchtigen Augenblick, in dem wir uns ganz den Verwandlungskünsten der Kunst überlassen, stimmt selbst das nicht mehr.

Kurzum: Die US-amerikanische Literatur meiner Generation steht an der Schwelle zu einem außer Rand und Band geratenen Eklektizismus. Sie ergibt eine aberwitzig ausbordende, heillos heterogene, beschämend buntscheckige und fast bis zu sinnloser Zusammenhangslosigkeit fortwuchernde Anthologie – und gerade darin beschreibt sie den Stand einer Technologie, deren Ziel es zu sein scheint, die zeitgleiche Existenz sämtlicher Arten und Abarten widersprüchlicher Wesen zu ermöglichen. All dem einen Namen geben zu wollen, wäre ebenso unsinnig wie die Wettervorhersage. Kühler im Norden; wärmer werdend, je weiter man nach Süden vordringt. Packen Sie sich, bevor Sie nun das folgende Dossier lesen, Klamotten für unterschiedlichstes Wetter ein und seien Sie auf alles gefaßt.

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Gerd Burger*